Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 69 (1989)
Heft: 4

Artikel: C. F. Ramuz und die schweizerische Enge
Autor: Froidevaux, Gérald
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164671

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gérald Froidevaux

C. F. Ramuz und die schweizerische Enge

C. F. Ramuz steht da als einer der grossen Schriftsteller der Schweiz. Sie sind nicht sehr zahlreich, und vor allem im französischsprachigen Teil unseres Landes so dünn gesät, dass man Ramuz schon früh mit seinen grossen deutschsprachigen Landsleuten verglich. *«Ramuz, der Dichter unserer französischen Schweiz, kürzlich verstorben, steckt bereits, wie ich heute sehe, in unserem vaterländischen Knopfloch: Gotthelf, Keller, Meyer, Spitteler, Ramuz.»* Das schrieb Max Frisch 1949 in seinem Tagebuch[1]. Ramuz ist ein Klassiker. Er hat eine breite und über die Schweiz hinausgehende Anerkennung gefunden. Seine Romane wurden in viele Sprachen übersetzt; man liest ihn in Ungarn ebenso wie in China. Sein Werk ist heute Gegenstand von wissenschaftlichen Abhandlungen, Kongressen und Vorträgen.

Besser kann es einem Dichter nicht ergehen. Schlimmer eigentlich auch nicht, wenn es sich um einen schweizerischen Schriftsteller handelt, der zeit seines Lebens der heimatlichen Enge zu entgehen versuchte, nicht indem er sie floh, sondern indem er sie auf sich nahm, ja zum kreativen Ansporn erhob. Das tat Ramuz mit einzigartiger Meisterschaft. Sein Werk zeugt auf jeder Seite von überragender Schöpferkraft und von genialem Stilwillen. Das wissen alle Leser seiner Romane. Die anderen wissen nur, dass Ramuz ein Klassiker ist, und sein Werk ein Denkmal, in das man einmal jährlich, nachdem man den Staub abgeblasen hat, einen hastigen Blick wirft, um ein griffiges Zitat für die Erst-August-Rede zu finden.

In dieser Hinsicht ist Ramuz' Schicksal nicht untypisch für den kulturellen Horizont der Schweiz in unserem Jahrhundert. Diesen kulturellen Horizont hat Paul Nizon vor knapp zwanzig Jahren auf den Begriff gebracht, nachdem viele andere ihn umrissen hatten[2]. In seinem *Diskurs in der Enge*[3] beschreibt Nizon anhand einiger charakteristischer Biographien die schweizerische Kunstlandschaft, die sich in unserem Jahrhundert als wahrer Holzboden erwies. Die für den «Schauplatz Schweiz» typische, durchaus demokratische Einebnung der Unterschiede, die heilige Vorsicht, die Ereignislosigkeit, die — nicht nur militärische — Neutralität: all das fasst Nizon unter dem Stichwort der «Enge» zusammen, die sich jedem künstlerischen Impetus, jedem schöpferischen Elan entgegenstemmt. Das geistige Klima unseres Landes, so Nizon, erweise sich für die Intellektuellen und Künstler als Hindernis, weil es sie den Puls der Zeit nicht spüren lasse, weil man hierzulande zu sehr auf Ruhe, auf Versöhnung, auf unge-

störte Ordentlichkeit erpicht sei. Der Künstler freilich, ja jeder kreative Mensch, stiftet naturgemäss Unordnung, weil er ja etwas Neues erschaffen und an die Stelle des Alten setzen will. Damit stehen viele schweizerische Nationaltugenden in direktem Gegensatz zu Kultur überhaupt, welche nicht ohne irgendeine Form der Auflehnung einhergeht. *«Kulturell»*, schreibt Paul Nizon, *«ist jede Auflehnung gegen die blinde Hinnahme eines Realitätsdiktats zu nennen, gleichviel, ob sie aus einem radikalen Lebensanspruch, aus erkenntnishungriger Neugier, aus schöpferischem Drang, im Namen einer besseren, vernünftigeren Welt, im Namen der Utopie erfolge. [. . .] Sie eröffnet Lebensaussichten.»*[4]

Ohne auf die Richtigkeit dieses Begriffs von Kultur einzugehen oder die Frage zu stellen, ob und wie sich jene kulturelle Enge heute äussert, kann man Ramuz' Werk und sein Klassikerdasein mit dem Phänomen der schweizerischen Enge in Verbindung bringen. Denn einerseits meint «Enge» für Nizon das kulturelle Umfeld in der Schweiz, die Summe der Schaffens- und Existenzbedingungen, die unser Land in diesem Jahrhundert den Künstlern und Literaten anbot. Andrerseits lässt sich damit auch beschreiben, wie hierzulande die Anstösse und Produkte grosser Künstler aufgenommen oder eben ignoriert wurden. Das Klima der Enge kann, freilich spekulativ, von der historischen, politischen, gesellschaftlichen Situation der Schweiz hergeleitet werden. Es lässt sich schliesslich durch die Äusserungen der betroffenen Künstler belegen, nicht nur durch ihre eigene Beschreibung ihrer geistigen und materiellen Situation, sondern auch durch gewisse Merkmale ihrer Kunst. Nizon erwähnt die für das Schaffen schweizerischer Künstler und Dichter typische Entrückung, das Fehlen jeglichen Bezugs zur Zeitproblematik, das allgegenwärtige Motiv der Flucht aus der Zeit und aus der Welt. Und schliesslich findet man in der Lebensgeschichte vieler grosser Schweizer die Auswirkung des Klimas geistiger Enge.

Was aber hat Ramuz mit Walser, Le Corbusier, Paul Klee, Blaise Cendrars gemeinsam? Er hat ja keineswegs der Schweiz den Rücken gekehrt; er wurde auch nicht in seiner Grösse verkannt, sondern im Gegenteil schon früh als einer der bedeutendsten Schweizer Dichter gefeiert. Dennoch ist das Phänomen der kulturellen und geistigen Enge ein ganz wesentliches Element zum Verständnis von Ramuz' Situation und Werk.

Man kann Ramuz unter drei verschiedenen Gesichtspunkten mit dem Phänomen der Enge in Beziehung bringen. Zunächst hat er in ganz unmissverständlicher Form das kulturelle Klima der Schweiz und vor allem natürlich der französischsprachigen Schweiz beschrieben, in einer Weise, die viele Thesen Paul Nizons vorwegnimmt. Dann zeugt sein ganzes literarisches und essayistisches Werk vom Versuch, mit einem kulturellen Vakuum fertigzuwerden, das gewissermassen den Hintergrund und oft

auch die Thematik seines Schaffens ausmacht. Und schliesslich muss man Ramuz auch als ein Opfer der schweizerischen Enge bezeichnen, obschon er nicht in die Reihe der von Nizon geschilderten Flüchtlinge, Hungerleider und Verkannten gehört.

Es gibt einen Moment in Ramuz' Laufbahn, wo alle drei Aspekte sich gleichzeitig offenbaren.

Am 1. Oktober 1937 erschien in Paris eine vollumfänglich der Schweiz gewidmete Nummer der berühmten französischen Zeitschrift *Esprit.* In jener Zeit der ideologischen Kontroversen und der akuten gesellschaftlichen Konflikte konnte die Schweiz als Modell einer pluralistischen Gesellschaft gelten. Die Gruppe europäischer Intellektueller um die Zeitschrift *Esprit* war auf der Suche nach einer neuen Idee des Menschen und der Gesellschaft; sie vertrat, in einer Ära, die dem selbständigen Individuum ebenso wenig Freiräume anbot wie politischen oder ethnischen Minderheiten, ein personalistisches Ideal, das aber dennoch von Engagement und Verantwortungsbewusstsein für die Gemeinschaft geprägt war. Die Schweiz hatte dem Druck des politischen Fanatismus recht gut widerstanden; sie zeigte einen anscheinend gangbaren Weg des sprachlichen, kulturellen und politischen Föderalismus auf; sie wusste sich trotz ihrer relativ geringen wirtschaftlichen Bedeutung auf dem internationalen Parkett Respekt zu verschaffen. Das alles erklärt, weshalb den durchaus kritischen Denkern von *Esprit* die Einheit und Vielfalt der Schweiz, das *problème suisse,* interessant erschien.

Die Gestaltung der Nummer wurde einer Gruppe von nahestehenden Schweizern unter der Leitung Denis de Rougemonts anvertraut. Dieser bat Ramuz um einen Artikel und erhielt ihn in Form eines langen Briefes über die Schweiz und die Schweizer.

In diesem Brief untersucht Ramuz in der ihm eigenen, fragenden Weise das Problem der Einheit seines Landes. Er stellt weder Theorien auf, noch analysiert er im Detail die spezifische Lage der Schweiz. Er stellt Fragen, rhetorische zumeist, wobei er die Schweiz ebenso von aussen ansieht, so wie sie sich etwa den Franzosen zeigen mag, als auch von innen betrachtet. Trotz Ramuz' Vorsicht in der Form und den Formulierungen kommt dabei eine klare Kritik der Schweiz heraus und gleichzeitig eine Beschreibung dessen, was wir als geistige und kulturelle Enge bestimmt haben.

Ramuz beginnt mit dem ersten Eindruck, den die Schweiz offenbar schon damals dem einreisenden Touristen unmittelbar nach der Grenze bot: das Bild gepflegter Häuser und sauberer Strassen in freundlich herausgeputzten Dörfern. Es ist der bekannte Eindruck der Ordentlichkeit, den Ramuz hier heraufbeschwört, ein Klischeebild der Schweiz und als solches selbstverständlich ungenügend, aber dennoch nicht ganz abwegig; oberflächlich und deshalb heimtückisch. Hinter der so gefälligen Fassade

verstecken sich ja gewiss die unheimlichsten Dinge. Was ist denn also die Schweiz, über jenen ersten Eindruck der Sauberkeit hinaus? Was verbirgt sich hinter der Fassade?

Ramuz' Antwort ist banal und schrecklich zugleich. Sie lautet: *«Nichts»*. Die Fremden haben recht: *«die Schweiz ist ein sauberes Land.»* Und Ramuz fährt fort:

«Ach, ist das alles, was sie uns zu sagen haben? Nun ja, ich glaube wohl, dass es ziemlich alles ist. Und das beunruhigt uns, die wir von hier sind, zutiefst, denn wir übersehen nicht, dass diese Qualitäten eine beunruhigende Kehrseite haben und sie auf dem Gebiete der Ausdruckskraft (dem einzigen, das uns beschäftigt, nehme ich an) hauptsächlich negativer Art sind. Sollte etwa die Einheit der Schweiz nur das Resultat gewisser ‹Mängel›, einer gewissen Leere in den hohen Rängen des Fühlens und Denkens sein? Sollte die Schweiz nicht nur politisch neutral sein, sondern sozusagen physiologisch, mit allen ahnbaren Konsequenzen? [. . .] Von unten gesehen reich, von oben gesehen arm, wären die Schweizer (wenn es sie gibt) brave Leute, die sich nicht um andere kümmern, einzig um zu vermeiden, dass andere sich um sie kümmern. Nun braucht es keine grosse Auslegung der Bedeutung dieser Worte, um zu sehen, wohin sie führen und zu welch einzigartiger Beschränkung seines eigenen Lebens diese Weigerung, am universalen Drama auch nur gefühlsmässig teilzunehmen, das Volk verdammt, das sich dazu entschliesst.»[5]

Ramuz gibt hier, wie man sieht, eine klare Definition der kulturellen Enge der Schweiz, deren Streben einseitig auf materiellen Wohlstand und äusserliche Ordnung angelegt ist, die aber im geistigen und kulturellen Bereich auf jeglichen Ehrgeiz verzichtet.

Unten reich, oben arm: das ist eine Formel, die sich auch bei Nizon finden wird. Wenn Kultur nicht ohne Auflehnung gegen die Ordnung existieren kann, dann wirkt sich der schweizerische Hang zur Ordentlichkeit zwangsläufig negativ auf jegliche schöpferische Tätigkeit aus. Die Abschottung der Schweiz von anderen Völkern, ihre Weigerung, am Schicksal Europas teilzunehmen, hat nicht nur den materiellen Wohlstand dieses Landes zur Folge, sondern auch seine geistige Armut.

Nun geht Ramuz aber weit über diese Feststellung der geistigen Enge hinaus. Denn die saubere Oberfläche verbirgt nicht nur ein kulturelles Defizit, sondern ein *«Nichts»* im absoluten Sinn. Die Schweiz, sagt Ramuz, existiert nicht. Es ist folglich unmöglich, sie als einheitliches Gebilde zu beurteilen. Es gibt Zürcher und Walliser; es gibt Italienischsprachige und Frankophone, Katholiken und Protestanten. Die Schweiz vermittelt beim ersten Augenschein das Bild eines einheitlich sauberen und aufgeräumten Landes, und dabei bleibt es, denn die Einheit der Schweiz äussert sich nur gerade in solch oberflächlichen Merkmalen wie der Farbe der Briefkästen

Was heisst «unser Land»? — Wir sind staatspolitisch, ökonomisch und also organisatorisch eine Einheit, gestützt durch eine Verfassung. Insofern gibt es die Schweiz. Es gibt sie ausserdem durch die Gemeinschaft der Erfahrung der diesen geographisch definierten Bereich bewohnenden Splittergruppen und winzigen Einheiten, durch eine Gemeinsamkeit der jüngeren Geschichte. Aber darüber hinaus? Sind wir eine Nation? Kommt das nationale Denken . . . an den «Gegenstand» überhaupt heran? Die Schweiz ist eine Genossenschaft, durch den Eid der Gründer garantiert. Die Genossenschafter wussten, sie durften keine Einheit schaffen; sie garantierten sich, jeder dem anderen, sein Recht auf die ganz bestimmte Kondition, unter der er als Urner oder Basler oder Tessiner oder Appenzeller oder Zürcher oder Jurassier oder Solothurner existierte. Sie sagten sich Schutz gegenseitig zu, ganz praktisch, ganz unidealistisch und höchstens ahnend, dass sie ein Staatsprinzip wiedererfanden: die Demokratie. Wie kann dieses Gebilde, diese Vielheit von Konditionen (und Sprachen), als Ganzes und als unser Land ein Gegenstand unserer Literatur sein? — Ich stamme aus dem Kanton Solothurn, aus dem Bezirk Thal, aus der sehr kleinen Gemeinde Rickenbach, ich wohne im Umkreis von Olten und Aarau. Da liegt mein Erfahrungsbereich, da und in den grossen Städten, die ich besonders mag. Auf das Risiko hin, als provinziell zu erscheinen: äusserlich aus diesem Grund heraus schreibe ich. Schweizer bin ich etwa in dritter Linie.

Otto F. Walter in seiner Antwort auf Max Frischs Frage: «Ist unser Land für seine Schriftsteller kein Gegenstand mehr? Und wenn es so sein sollte: Warum?» (In: neutralität. kritische schweizer zeitschrift für politik und kultur, März 1966).

und der Uniform der Soldaten. Wer tiefer geht, entdeckt kleine, lebendige und kohärente Gemeinschaften, aber niemals ein Land oder ein Volk, das man zusammenfassend als *die Schweiz* bezeichnen könnte.

Dieser Standpunkt, oder vielmehr die Radikalität dieses Standpunktes, lässt sich gewiss aus Ramuz' Überschätzung der kulturellen und aus seiner Unterschätzung der materiellen Realitäten erklären. Ramuz setzt kulturelle Existenz gleich mit Existenz überhaupt. Kulturelle Existenz wiederum besitzt eine Gemeinschaft, wenn sie die zwei Dinge vereinigen kann, die Ramuz als Kultur ansieht. Kultur ist der Ausdruck der Verwurzelung des Menschen in einer authentischen Tradition, in einem geographischen und geschichtlichen Umfeld, welches den Alltag einer Gesellschaft ebenso determiniert wie seinen geistigen Horizont. In dieser Hinsicht hat der Begriff «Kultur» für Ramuz durchaus einen konkreten, materiellen Sinn, so wie er, stärker als im Deutschen, im französischen Wort *«culture»* enthalten bleibt, das ebenso das künstlerische Schaffen meinen kann wie beispielsweise eine landwirtschaftliche Tätigkeit. Andrerseits ist Kultur für Ramuz der Versuch des Menschen, über seine materiellen Bedingungen hinauszuwachsen, sein Wunsch, sich in universellen, kosmischen Gesetz-

mässigkeiten wiederzufinden, sein *«Bedürfnis nach Grösse»,* wie der Titel eines seiner Essays lautet. Kultur ist im Sinne Ramuz' die Verbindung der konkreten Lebensbedingungen mit dem menschlichen Wunsch nach Transzendenz.

So versteht man, dass Ramuz die Frage *«Was ist die Schweiz?»* umdeutet in diese andere: *«Was ist die schweizerische Kultur?»* Doch eine schweizerische Kultur, eine schweizerische Malerei oder Literatur gibt es nicht. Folglich kommt Ramuz dazu, die Schweiz überhaupt als inexistent zu erklären. Die Schweiz, so meint er, ist eine zufällige Ansammlung vieler kleiner Gemeinschaften, die in gewissen politischen und materiellen Belangen zusammenspannen; aber als Nation, als Einheit, als gesellschaftliches Wesen mit einem gemeinsamen Schicksal und einer kollektiven Identität kann man sie nicht bezeichnen. Die Schweiz beruht auf einem minimalen Konsens, und es sind nicht ideologische oder kulturelle — also wesentliche — Gründe, die sie zusammenhalten, sondern nur eben das Nichtvorhandensein einer gemeinsamen Idee oder eines gemeinsamen Ziels. Der typischste Charakterzug der Schweiz ist demnach ihre Neutralität, weniger ihre politische und militärische als ihre geistige Neutralität.

So weit hätte Ramuz in seiner schonungslosen und gelegentlich pessimistischen Analyse gehen können. In seinem *Esprit*-Artikel geht er jedoch darüber hinaus. In jener Zeit politischer und sozialer Wirren schienen ihm die oberflächlichen Gemeinsamkeiten der Schweizer Kantone, die ausschliesslich praktischen und materiellen Gründe ihres Zusammenhalts völlig ungenügend.

«Abermals: wo ist denn unsere Einheit? Was ist unsere Einheit? Welche aktiven Gründe haben wir für unser Zusammensein? [. . .] Die Frage stellt sich um so mehr, als es nicht ganz sicher ist, ob in einem nächsten Krieg unter unseren Republiken und unseren Mitbürgern Einigkeit herrschen wird, in einer Zeit, in der Kriege je länger je mehr zu ideologischen (oder religiösen) werden» [. . .].[6]

Ramuz' Artikel in *Esprit* löste zunächst einen Sturm der Entrüstung und dann eine öffentliche Diskussion aus, deren Breite man sich heute kaum mehr vorstellen kann. Mehr als 90 Zeitungen und Zeitschriften beteiligten sich in über 160 Beiträgen an der Auseinandersetzung, welche der damalige Bundespräsident Motta in seiner Jahresend-Ansprache vor dem Parlament aufgriff, und die auch bei weniger formellen politischen Anlässen ein gewichtiges Thema darstellte.

Zunächst wurde in der Westschweizer Presse die *Esprit*-Nummer recht positiv kommentiert. Schon im November 1937 erschienen jedoch, zuerst in Zeitungen der deutschen Schweiz, die heftigsten Attacken auf Ramuz' Brief in *Esprit,* oder vielmehr auf einzelne der darin enthaltenen Aussagen. Der «Fall Ramuz»beschäftigte die schweizerische Öffentlichkeit bis zum

Frühling 1938, fand auch in zahlreichen deutschen, französischen, belgischen und anderen Zeitungen ein Echo und zwang Ramuz zu einer diplomatisch-besänftigenden Relativierung seines Standpunkts in der Zeitschrift *Suisse romande*[7].

Die Details dieser Debatte sind unwichtig. Stimmen, die sich Ramuz' Standpunkt zu eigen machen, finden sich in diesem Dossier nur wenige. Ramuz-feindliche Äusserungen gibt es dagegen in grosser Zahl, und alle Stufen der Missbilligung sind vertreten, bis hin zur Ehrbeleidigung. Das Wort «Verräter» liegt allen Kritikern auf der Zunge, auch wenn sie es nicht unbedingt aussprechen. Einige bezichtigen Ramuz mehr oder weniger offen nationalsozialistischer Sympathien; die meisten werfen ihm mindestens vor, einem hinterwäldlerischen Provinzialismus zu huldigen und damit den Graben zwischen der deutschen und der französischen Schweiz absichtlich zu vertiefen.

Was der Erklärung bedarf, ist die Emotionalität, die Heftigkeit der Reaktionen, vor allem derjenigen aus der deutschen Schweiz. Die dreissiger Jahre waren auch für die Schweiz eine politisch und gesellschaftlich turbulente Zeit, geprägt von der wirtschaftlichen Depression, den ideologischen Kontroversen zwischen rechts und links, der Bedrohung des parlamentarischen Konsenses durch frontistische Bewegungen. Abgesehen von der geopolitisch schwierigen Lage der Schweiz blieb der Graben zwischen Deutsch und Welsch, der sich in der Zeit des Ersten Weltkrieges aufgetan hatte, weit offen. Dieser Bruch zwischen zwei Teilen desselben Landes war um so akuter, als von Deutschland her ein Anspruch auf alle deutschsprachigen Gebiete laut wurde, also auch auf die deutsche Schweiz.

Im Jahre 1937 schien nun aber diese Zeit der Wirren und der Auseinandersetzungen zu Ende zu gehen. Übereinstimmend stellen die Historiker fest, dass in diesem Jahr die innere Geschlossenheit der Schweiz spürbar zunimmt[8]. Im Juli 1937 wird der Vertrag zum Arbeitsfrieden in der Metallindustrie unterschrieben. Die Depression hat ihren Höhepunkt überschritten, die Verbesserung des Wirtschaftsklimas wird langsam sichtbar, und damit verliert der Konflikt zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen ein wenig an Schärfe. Die frontistischen Bewegungen scheitern endgültig in ihrem Versuch, auf plebiszitärem Weg zu politischer Macht zu gelangen; sie stellen fortan nur noch eine Randerscheinung dar. Die sozialistischen Kräfte geben ihren Widerstand gegen die Verstärkung der Armee auf. Schliesslich scheint auch der Gratweg der schweizerischen Diplomatie den erhofften Erfolg zu zeitigen: die Neutralität der Schweiz wird offiziös auch von Deutschland und Italien anerkannt.

So steht die Schweiz im Jahre 1937 ganz im Zeichen des *Redressement national.* Unter dem Eindruck des sich abzeichnenden Krieges behauptet

eine solidarische Schweiz ihren Unabhängigkeitswillen und ihre nationale Identität. In diese Euphorie des Schulterschlusses dringt Ramuz ein mit seiner bohrenden Skepsis. In einer ausländischen Zeitschrift breitet er die Brüchigkeit dieser eben erst gefundenen nationalen Identität aus. Da wagt der grösste lebende Westschweizer Dichter, dem man ein Jahr zuvor mit grosser Feierlichkeit den Schiller-Preis verliehen hat, daran zu zweifeln, dass alle Schweizer gemeinsam ihr Land gegen einen allfälligen Angreifer verteidigen würden.

Gewiss, das augenblickliche politische Klima lässt die Heftigkeit verstehen, mit der Ramuz nach seinem Brief an *Esprit* gemassregelt wurde. Sein Ansehen und die Thematik seiner Romane prädestinierten ihn in den Augen vieler Landsleute zum schweizerischen Dichter par excellence, zum Repräsentanten der Nation. Von ihm hätte man erwartet, dass er das neugewonnene kollektive Selbstbewusstsein vertrat und festigte, nicht aber, dass er die Schweiz als zufälliges Konglomerat von letztlich unvereinbaren Gruppen darstellte. Im *Esprit*-Brief wurde Ramuz seine Kompromisslosigkeit zum Verhängnis. Er fiel seiner politischen Unvorsichtigkeit, aber auch seinem Ruf als Klassiker zum Opfer. Im Kontext der schweizerischen Enge, so scheint es, war man wohl bereit, einen grossen Dichter als solchen anzuerkennen, zu feiern und mit öffentlichen Ehren zu überhäufen; all das aber gewissermassen nicht gratis. Ein grosser Dichter hat sich dankbar zu zeigen, oder sich zumindest schweigend in seinen Elfenbeinturm zurückzuziehen. Als politischen Spielverderber akzeptiert man ihn auf keinen Fall.

Doch die Heftigkeit der Reaktionen auf Ramuz' Artikel zeigt auch überaus deutlich, dass er mit seiner Analyse der Schweiz den Finger auf ein uneingestandenes Problem gelegt hatte. Die Angriffe, die seinen Standpunkt zu widerlegen gedachten, beweisen gerade die Berechtigung von Ramuz' Zweifel an der Schweiz. Wäre die Öffentlichkeit von der Einheit der Schweiz so überzeugt gewesen, wie man es glauben machen wollte, so hätte Ramuz' *Esprit*-Artikel eine sachliche Diskussion ausgelöst; man hätte, ohne jede Schlammschlacht, dem grossen Dichter seinen Fehler in der Einschätzung der Lage aufgezeigt. Doch Ramuz hatte ein Tabu verletzt, indem er jene Zweifel an der gesamtschweizerischen Identität äusserte, die alle verspürten, ohne sie sich eingestehen zu wollen. Gerade die Tatsache, dass man den Zweifler zum Schweigen verurteilen wollte, belegt die Löchrigkeit der öffentlichen Solidaritätsbekundungen und die Schwäche des nationalen Selbstbewusstseins.

So versteht man auch, dass der «Fall Ramuz» sich von selbst erledigte und die Polemik in dem Augenblick aufhörte, als die äussere Bedrohung für die Schweiz unübersehbar geworden war. Mit der Annexion Österreichs durch Deutschland im März 1938 war die Notwendigkeit der soli-

darischen Selbstbehauptung plötzlich so offensichtlich, dass sich die Frage der schweizerischen Identität gar nicht mehr stellte.

Ramuz war ein unpolitischer Mensch, oder vielmehr ein Dichter, der politische Fragen grundsätzlich anging, sich aber wenig um die realpolitischen Kräfteverhältnisse kümmerte. Er hätte sich sonst gewiss nicht derart exponiert. Man hat ihm später nicht seine Kritik an der Schweiz, wohl aber den Ort und den Zeitpunkt seiner Äusserungen vorgeworfen, die Tatsache also, dass er in einer europäischen Zeitschrift die Schweiz in Frage stellte, als die geopolitische Lage tatsächlich äusserste Vorsicht und Zurückhaltung gebot. Für Ramuz freilich stand die Kultur im Zentrum, nicht das politische Überleben. Wenn es eine schweizerische Kultur gäbe, mithin eine sich in Büchern, Bildern, Gedanken niederschlagende Idee der Schweiz, dann wäre die Schweiz auch als Staatswesen und als politische Einheit letztlich unanfechtbar. Hodler, so schrieb Ramuz, war für die Schweiz ebenso wichtig wie ein Armeekorps. Diese Ansicht mag hoffnungslos idealistisch erscheinen. Doch so versponnen ist sie nun auch wieder nicht: im besetzten Frankreich zum Beispiel spielte die Rückbesinnung auf traditionelle Werte und Formen der französischen Kultur eine unmittelbar politische, ja militärische Rolle: nicht umsonst benützte die Résistance Verse von Hugo und Verlaine für ihre codierten Mitteilungen.

Davon unbesehen zeigt sich im Fall Ramuz', wie eng sich der Spielraum eines schweizerischen Intellektuellen bemisst, wenn dieser, von einem kulturellen Ansatzpunkt aus, die ideologischen Werte in Frage stellt, und wie schnell die Gesellschaft bereit ist, ihn zum Verräter zu stempeln oder zumindest zum Stillsitzen zu zwingen. Der ständige und wohl notwendige Konflikt des Künstlers mit der Gesellschaft ist natürlich kein der Schweiz vorbehaltenes Problem; er zeigt sich aber hier ganz spezifisch unter dem Aspekt der Enge. Eine Polemik wie die um Ramuz' *Esprit*-Brief wäre im Frankreich der Vorkriegszeit nicht denkbar gewesen: dort äusserten etwa die faschistisch orientierten Intellektuellen inmitten der öffentlichen Diskussion ihre Zweifel am republikanischen Staatswesen. Es ist bezeichnend, dass die französische Presse 1937—1938 in eher amüsiertem Ton über den «Fall Ramuz» berichtete, den sie für einen Sturm im Wasserglas hielt.

Wenn man nun den «Fall Ramuz» mit der schweizerischen Enge in Verbindung bringt, muss man sich freilich fragen, ob denn Ramuz gerade hier an jene Enge stiess, die er kritisch hinterfragte, oder ob er nicht in eben diesem Moment aus der Enge des Künstlers ausbrechen und seine Ideen in den Mittelpunkt einer öffentlichen Auseinandersetzung stellen konnte. Schliesslich löste Ramuz mit seinem einseitig kulturellen Standpunkt eine Debatte aus, die in seinem Leben und auch in der Geschichte der Schweiz einmalig anmutet. Ist es nicht so, dass Ramuz in diesem halben Jahr die

Enge bezwang, in der er sich in der ganzen übrigen Zeit seines Wirkens befand?

Rückblickend betrachtet versteht man nämlich nicht ganz, weshalb gerade der *Esprit*-Brief einen solchen Sturm auslöste, denn was Ramuz dort schrieb, hatte er alles schon mehrmals geäussert, auch bei offiziellen Anlässen, auch in ausländischen Zeitschriften, und häufig in ebenso deutlichem Ton. Ramuz hatte zwischen 1933 und 1937 drei bedeutende Essays veröffentlicht[9], in welchen er, weit ausholend, seine Gedanken zur Zeit und zum Verhältnis von Kultur und Politik darlegte. Unmittelbar vor der erwähnten *Esprit*-Nummer hatte eine andere französische Zeitschrift, *L'Art vivant,* ihn um eine Charakterisierung der Schweiz gebeten, die als Einleitung zu dieser der Schweizer Gegenwartskunst gewidmeten Nummer erschien. Dieser Artikel vom Juli 1937 trägt den Titel *«La Suisse?»* und nimmt nicht nur den Inhalt, sondern bis zu den Formulierungen den *Esprit*-Brief vorweg.

Nun hatten gewiss nicht alle Journalisten und Politiker Ramuz' Essays gelesen, und auch diese Nummer der Kunstzeitschrift *L'Art vivant* mochte ihnen entgangen sein. Ramuz aber hatte im Herbst 1936 den grossen Literaturpreis der Schiller-Stiftung zugesprochen erhalten, der ihm im Saal des Waadtländischen Parlaments in Lausanne vor versammelter schweizerischer Prominenz feierlich übergeben wurde. In seiner Dankesrede ging er auf die kulturelle Zersplitterung der Schweiz ein, *«ein Staat, der eigentlich keiner ist, da er nur eine Konföderation oder eine Verbindung von Staaten darstellt; zweiundzwanzig kleine Staaten, welche drei verschiedenen und oft gegensätzlichen Kulturen angehören»*[10]. Ramuz erörterte auch das Postulat der Freiheit des Künstlers, der nur sich selbst verpflichtet ist und keineswegs dem Diktat einer Mehrheit.

Auf diese Rede erhielt Ramuz höflichen Applaus, der vielleicht mehr der allgemeinen und konzilianten Form als dem Inhalt seiner Ausführungen galt.

Als der Brief an *Esprit* erschien, stand Ramuz in seinem 60. Lebensjahr. Mit dem Problem einer schweizerischen Kultur und dem Konflikt zwischen dem Künstler und der Gesellschaft beschäftigte er sich seit dem Beginn seiner literarischen Tätigkeit, also seit dem Anfang des Jahrhunderts. Schon 1906 stellte er die Frage, ob es denn überhaupt eine Schweiz als geistige Einheit geben könne, da doch dieses Land in politischer, ethnischer, sprachlicher, ja selbst in geographischer Hinsicht ein anarchisch zusammengesetztes Gebilde sei[11]. In dieser Zeit war Ramuz intensiv auf der Suche nach einer kulturellen Tradition, auf die ein Schweizer Schriftsteller sich hätte beziehen können, und fand überall nur einzelne Individuen vor, Künstlerpersönlichkeiten, die im luftleeren Raum ihren eigenen Weg verfolgten. In diesem Land, erkannte schon der junge, noch kaum

bekannte Ramuz, ist der Künstler zur Einsamkeit verdammt, zur Einsamkeit in zweifachem Sinn. Es gibt hier kein eigentliches kulturelles Leben, keine Tendenzen, Strömungen, Bewegungen, denen ein Künstler sich anschliessen oder von denen er sich absetzen könnte. Und dann bleibt er als Künstler sein Leben lang der störende Fremdkörper in einer einseitig materiell und utilitär ausgerichteten Gesellschaft. Bereits 1909 gab Ramuz Anlass zu einer Debatte in der Zürcher Zeitschrift *Wissen und Leben,* wo er einen Artikel über *«Die heutige Schweiz und ihre Künstler»* veröffentlichte und darin beschrieb, dass die Künstler sich mehr und mehr von ihrem Land ablösen würden, weil sie sich in einer Schweiz der Hoteliers verloren fühlten. Dieses Land, schreibt Ramuz, wird vom niedersten Nützlichkeitsdenken beherrscht. Um reiche Ausländer anzulocken, ist man bereit, alles zu vermarkten: die Berge werden zur billigen Kulisse für wanderlustige Touristen umgestaltet, die Städte dem bauwütigen Geist der sogenannten Modernisierung geopfert, ja selbst die Universitäten dienen fast nur noch als Tummelplatz für die höheren Töchter aus Deutschland und Grossbritannien. Es sei kein Wunder, dass die Maler und Dichter ein kulturelles Umfeld und eine geistige Tradition vermissten.

«Was können die Künstler also tun? Sie haben keine Denkfreiheit; die Vergangenheit verblasst; sie wissen nicht, woran sie sich festhalten könnten: es gibt nur einen Ausweg: das Exil. Das physische Exil, das darin besteht, dass man eine Fahrkarte nach Paris, Rom oder München löst. Oder das andere, nicht weniger unheilvolle Exil: seine Tür zumachen, sich vom Rest der Gesellschaft trennen.»[12]

Die Absenz einer geistigen Basis, die kulturelle Enge also, bleibt fortan ein Leitmotiv in Ramuz' Reflexion über sein Land und seine Zeit. Um 1909 legte er den Akzent seiner Kritik auf den Materialismus der schweizerischen Gesellschaft. Später, in der Zeit des Ersten Weltkriegs, führte er die kulturelle Enge vor allem auf die Neutralität zurück, nicht so sehr auf die Doktrin der politischen und militärischen Nichteinmischung als vielmehr auf die Neutralität als Geisteshaltung. Das Neutralitätsdogma war in den Jahren des Ersten Weltkriegs ein heiss umstrittenes Problem, und wie viele seiner Westschweizer Zeitgenossen verhehlte Ramuz weder seine Sympathie für Frankreich noch seinen Missmut über die allzu offensichtlich deutschfreundliche Bundesregierung und Armeeführung. Als ein geradezu schicksalhafter Mangel aber erschien ihm die allgegenwärtige «moralische Neutralität», die Kompromissliebe, die Weigerung, klar Stellung zu beziehen und Sympathie oder Antipathie unmissverständlich auszusprechen. In einer Zeit grosser Unruhe, also auch grosser Möglichkeiten, ziehen sich die Schweizer in ihr Schneckenhaus zurück. Dort bleiben sie vom Ärgsten verschont, aber auch von der Chance zum Besseren abgeschnitten; ihre Ziele und Perspektiven müssen sich auf die Dimension des

Schneckenhauses beschränken. Der Neutrale verdammt sich selbst zur Passivität; so geht er am Leben vorbei, denn das Leben ist Auseinandersetzung, Konflikt, Krieg. Neutralität als Geisteshaltung, so Ramuz, ist nichts als die Weigerung, sich mit dem Wesentlichen zu befassen. Diese Mentalität mag für den normalen Menschen durchaus Vorteile besitzen; für einen Künstler ist sie zerstörerisch, sie kommt einer Selbstaufgabe gleich, denn Kunst hat unmittelbar mit dem Wesentlichen zu tun[13]. So führt Ramuz auch in seinen Artikeln und Essays der dreissiger Jahre die kulturelle Enge auf die verinnerlichte Neutralität der Schweizer zurück, auf ihre neurotische Vorsicht, auf ihren Konformismus und ihre Kleinlichkeit. Die Schweiz erscheint ihm als ein Land, das alles besitzt, ausser eben dem Wunsch nach Grösse; alles ausser Hoffnung, Abenteuerlust, Phantasie. *«Wir leben»,* so schreibt er 1930, *«mit geschlossenen Türen und Fenstern, was uns erlaubt, unser Mobiliar besonders gut zu pflegen. Am Eingang hängt ein Schild: ‹Bitte Schuhe abwischen›. Alles ist bestens organisiert für das, was man bei uns für das Leben hält; man sitzt bequem und im Winter schön warm. Aber besteht darin das Leben?»*[14]

Diese Gedanken über die Neutralität führte Ramuz in seinem Brief an *Esprit* nicht aus. Zu seinem Glück, muss man sagen, denn sie hätten die Brisanz seines Artikels und damit auch den Skandal noch verschärft. Und obschon Ramuz vierzehn Jahre seines Lebens mehrheitlich in Paris verbrachte, ist er nicht ins Exil gegangen, so wie er es 1909 als einzigen Ausweg für einen Schweizer Künstler betrachtete. Ramuz hat den Weg aus der Enge gesucht, indem er gewissermassen in sie hinein ging.

Ramuz' ganzes Romanwerk ist von einer ganz auffallenden Selbstbeschränkung geprägt, hinsichtlich der Schauplätze ebenso wie der Figuren, die es in Szene setzt. Ramuz siedelt seine Geschichten fast ausschliesslich im Wallis und im Waadtland an; er beschreibt vorwiegend dörfliche oder kleinstädtische Gemeinschaften, die nach tradierten, ungeschriebenen sozialen Regeln funktionieren. Doch trotz dieser absichtlichen Einengung gelingt es Ramuz, zur Schilderung ganz wesentlicher Erfahrungen und Gegebenheiten zu kommen, wie wenn die Beschränkung in der horizontalen Ebene um so direkter die vertikale Dimension freimachen würde. Denn Ramuz' Figuren sind unmittelbar mit ursprünglichen, authentischen Problemen konfrontiert, mit dem Leben und dem Tod, mit kosmischen Gewalten und einem Schicksal, das sie weder gewünscht haben noch ablehnen können.

Andrerseits ist Ramuz' Romanwerk voll von Ausbrechern, von Widerspenstigen und Erleuchteten, Dämonen oder Heiligen. Fast jeder seiner Romane erzählt im Grunde die Geschichte einer Transgression. In diesen kleinen, modellhaft engen, aber solidarischen und klar gegliederten Gemeinschaften ragt immer einer heraus, der die Grenzen überschreitet

und dadurch sein Glück findet oder, was weitaus häufiger ist, die Katastrophe auslöst. Dieser Grenzüberschreiter ist manchmal ein Held, manchmal ein Wahnsinniger; er wird vom Himmel gesandt oder ist eine Ausgeburt der Hölle; noch öfter ist er einfach ein Mensch, der eines Tages einen geheimen, verdrängten oder verbotenen Gedanken verwirklichen will und damit an die Grenzen der Gemeinschaft oder gar des Menschseins stösst.

Diese Grundstruktur von Ramuz' Romanen spiegelt die Auseinandersetzung mit der Enge in metaphorischer Weise wider. In ihr äussert sich Ramuz' lebenslanger Konflikt und seine Stellung als Schweizer Dichter, der die Gesellschaft, in der er sich befand, nicht einfach ablehnte, und der andrerseits nicht anders konnte, als ihre innere Logik unablässig in Frage zu stellen.

[1] Max Frisch, Tagebuch 1946—1949, Frankfurt, Suhrkamp, 1950, S. 245. — [2] Zum Beispiel Kurt Marti, Die Schweiz und ihre Schriftsteller; die Schriftsteller und ihre Schweiz, Zürich, EVZ-Verlag 1966. — [3] Paul Nizon, Diskurs in der Enge, Zürich, Köln, Benziger, 1970; Ex-Libris, 1973. — [4] Ebda. S. 6. — [5] Brief an Esprit, in: Gérald Froidevaux, Ich bin Ramuz — nichts weiter, Zürich, Limmat-Verlag, 1987, S. 179—180 (Übersetzung Peter Sidler). — [6] Ebda. S. 182—183. — [7] Nr. 3, 15. Januar 1938. — [8] Vgl. Roland Ruffieux, La Suisse de l'entre-deux-guerres, Lausanne, Payot, 1974. — [9] Taille de l'Homme, 1933; Questions, 1935; Besoin de Grandeur, 1937. — [10] Gazette de Lausanne, 25. Oktober 1936. — [11] «Réflexions», La Voile latine, printemps 1906, S. 122—126. — [12] «La Suisse actuelle et les artistes», Wissen und Leben, 24. Heft, 15. September 1909. — [13] Vgl. Ramuz' Chroniken in der Gazette de Lausanne von 1913 bis 1918; Neuausgabe: A propos de tout, hrsg. G. Froidevaux, Genève, Slatkine, 1986. — [14] «Conformisme», in: Notes et Articles; Œuvres complètes, Lausanne, Rencontre, 1973; Bd. III, S. 1325.